

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

G) Roman von J. S. Kosny.

Autorisierte Uebertragung von M. v. Berthof.

Also würde es doch einen Geschädigten geben, ein oder mehrere lebende Wesen, die der Diebstahl von Guy Herbeline zu Schaden brachte!

Ein Hoffnungsstrahl durchfuhr ihn, es war vielleicht nur eines jener blöden Vermächtnisse, in denen sich alte Junggesellen gefallen, eine jener unnützen Schenkungen, die sich so oft gegen den Willen des Erblassers gestalten.

„Also sehen wir uns das Ding näher an!“

Seine Hand zitterte jetzt. Er öffnete das Couvert so hastig, daß er den Inhalt beinahe zerrissen hätte. Voll Wut und Verzweiflung las er:

„Ich Endesunterfertiger Charles Auguste Barthélemy Plessis, wohnhaft zu Paris 71, Rue de Penthièvre, erkläre hiermit, daß ich all mein wo immer befindliches Gab und Gut der Jeanne Marguerite Dufrene, geboren zu Caen am 18. Februar 1884, Tochter des Jacques Pierre Dufrene und der Marie Alice, geborene Verney, vermache, in dankbarer Erinnerung an die Freundschaft, die mich mit ihrem mütterlichen Großvater Gustave Verney verband. Geschrieben zu Paris, den 26. April 1896.“

Diesem Testament war eine Notiz beigelegt folgenden Inhalts: „Jeanne Marguerite Dufrene lebt gegenwärtig bei ihrem Vater, Rue de Chauffetterie 30, zu Mantes (Seine-et-Oise). Paris, 26. April 1896.“

Was nun die beiden andren Dokumente betrifft, so war das eine ein Geburtszeugnis der Jeanne Marguerite Dufrene, das andre eine Art kleiner Stammtafel, die folgendermaßen lautete: „Gustave Verney und Charlotte Deschamps, vermählt den 22. März 1853; Marie Alice Verney, Tochter des Gustave Verney und der Charlotte Deschamps, geboren den 12. Februar 1861; Jacques Pierre Dufrene und Marie Alice Verney, vermählt den 7. April 1883; Jeanne Marguerite Dufrene, Tochter des Jacques Pierre Dufrene und der Marie Alice Verney, geboren zu Caen den 18. Februar 1884.“

„Es ist klar,“ dachte Herbeline ganz niedergeschlagen, „der alte Mann glaubte — und gewiß mit Recht — daß er der wahre Vater von Marie Alice Verney sei und folgerichtig der Großvater von Jeanne Marguerite Dufrene. Ich habe also in ihr nicht etwa eine gleichgültige Erbin, sondern wirklich und wahrhaft die einzige, die dem Geschlechte der Plessis entstammt, beraubt. Jetzt will ich mir die Briefe ansehen.“

Er überflog die Liebesbriefe, die alle mit dem Namen „Charlotte“ unterzeichnet waren und konstatierte, daß sie ungefähr einen Zeitraum von drei Jahren umschlossen, der erste vom 9. Oktober 1857, der letzte vom 23. August 1860. Thatächlich war in keinem derselben Charlottes Schwangerschaft erwähnt oder auch nur angedeutet. Es waren unklare, unbestimmte Briefe, ohne Details, in Zeiten der Trennung geschrieben. Trotzdem zweifelte Guy keinen Augenblick, daß seine Annahme richtig sei. Und der Furcht vor der Entdeckung gefolten sich jetzt ganz konkrete Gewissensbisse, ganz bestimmte, klar empfundene Gewissensbisse, die selbst die Hoffnung, straflos auszugehen, nicht beschwichtigen konnte.

„Alles kann noch gutgemacht werden! Wenn ich erklären würde, von dem Verstorbenen den Auftrag erhalten zu haben, wenn ich das Testament zurückgebe mit der ganzen, oder wenigstens mit einem Teil der geraubten Summe, dann würde man mir sicher glauben . . .!“

Sicher?

Es giebt keine Sicherheit bei den Gerichten. Und überdies, kann ich mich auf meine Kaltblütigkeit verlassen? Kann ich nicht irgend eine Dummheit machen? Würde ich mir im Verhör nicht widersprechen? Wer weiß, welche Falle mir ein Richter stellen könnte.

Nein, es ist unmöglich! Das Schicksal muß seinen Lauf haben. Jetzt giebt es kein Zurück mehr, und den zugefügten Schaden muß ich persönlich gut machen. Ich werde über dieses

junge Mädchen wachen, ich werde wenigstens die Hälfte dieses Geldes auf sichere Zinsen legen und in einigen Jahren, wenn alles vollständig vergessen, für alle Zeit begraben sein wird, dann erfülle ich meine Pflicht!“

Er wiederholte „meine Pflicht“ und lächelte dabei sarkastisch.

„Wenn ich einmal wirklich reich werde, dann kann ich am Ende noch das Ganze gutmachen. Dazu gehört die Ruhe des Abwartens. Jetzt aber gilt es entweder den Erfolg oder den Revolver!“

Als er die Banknoten in Bündeln sorgfältig geordnet hatte, häufte er sie auf und fragte sich, ob er sie verstecken müsse.

Er betrachtete abwechselnd die Möbel, den Plafond, den Kamin, während er dabei an alle möglichen Ammenmärchen und an Kriminalromane dachte. Alles schien ihm überflüssig. Durch die Gelegenheit zum erstenmal zum Verbrecher geworden und in allen Schlichen unerfahren, wäre es allzu naiv, anzunehmen, er könne die Polizei irreführen. Alles, was er irgendwie erfinden könnte, hatte in den Editionen der Polizeigeschichte gewiß schon seinen Platz gefunden. Vielleicht wäre der einfachste Vorgang, dessen sich die Wilden und die Bauern bedienten, gerade der sicherste? Wie, wenn er den Schatz vergrübe! Aber da lief er wieder Gefahr, bei seiner Arbeit überrascht zu werden.

„Ich will die Banknoten ganz einfach in meinen Geldschrank legen,“ beschloß er.

Und das that er auch. Dann sah er nach der Uhr:

„Noch nicht einmal 1 Uhr und ich glaubte, der Tag sei schon nah. Nun also, jetzt heißt es endlich schlafen gehen. Aber in dem Zustande, in dem ich mich befinde, wälze ich mich doch nur von einer Seite auf die andre. Also eine Portion Brom.“

Er trank eine Portion Brom hinunter und schlief ganz gut.

2.

Aber das Erwachen war furchtbar. Nach einem Augenblick des Schwankens kam er plötzlich zum Bewußtsein seiner That, die wieder in ihm auflebte und aus ihm einen neuen Menschen machte, etwas ganz Verschiedenes von dem, was er seit seiner Kindheit gewesen war. So lange er in Bette war — ihm fehlte der Mut, sich wieder mit einem Sprunge in das thätige Leben hineinzustürzen — verzehrte ihn die Verzweiflung. Er sah sich festgenommen, des Diebstahls überführt, verurteilt, und das schien ihm unausbleiblich. Diese Krisis dauerte lange, sie war entsetzlich. Durch eine jener seltsamen Störungen der Gedanken, die bei großer Gemütsbewegung gar nicht selten sind, hatte er die Möglichkeit des Selbstmordes vollständig vergessen. Jetzt erinnerte er sich dessen; es war eine unglaubliche Erleichterung.

Als er aufgestanden war, verschärfte sich diese Empfindung noch mehr. Er fühlte sich sogar entschlossener als am Abend vorher.

Er kleidete sich hastig an, türzte eine Tasse heißen Kaffee hinunter und sah sich seinen Einlauf an. Und während er die Visiten, die er zu machen hatte, notierte, sagte er sich:

„Nacht Tage lang muß ich mich als Schiffbrüchigen ansehen, der auf ein Brett gebunden auf den Wellen treibt. Der Wind trägt mich entweder zum rettenden Strand oder ich zerfalle am Felsen. Aber handeln darf ich nicht.“

Er machte seine Krankenbesuche. Um halb 11 Uhr fand er sich Rue de Penthièvre ein.

„Herr Doktor,“ sagte der Hausbesorger, „ich habe die Anzeige gemacht, habe alles ausgesagt, was ich vor Ihrem Besuch gesehen habe. Es scheint, daß das Gericht eine Aufnahme machen wird . . .“

Bei diesen Worten fühlte Herbeline, wie sein Herz sich aufbäumte. Er glaubte, zu erbleichen.

Doch mit ruhiger Stimme fuhr der Hausbesorger fort: „Mir scheint es so, als wäre die Thür nicht von selber angegangen. Wenn man gestohlen hat, so wird's nichts Besonderes gewesen sein. Die ganze Bude ist keine vier Sous wert. Nach den Gerichtskosten wird nicht Salz aufs Brot übrig bleiben. Mit Verlaub, Herr Doktor, das ist ja lauter

Schuld. Ich möchte ja nicht einmal die Erbschaft antreten, wenn ich der Erbe wäre."

Eifriger Schrecken war Guy zuerst durch die Glieder gefahren. Ganz verstört betrachtete er diesen alten Schwäger, der vielleicht das ausschlaggebende Werkzeug des Schicksals werden sollte. Darauf empfand er etwas, das fast der Befriedigung glich. Wenn sich das Gerücht der Sache annahm, um so besser, dann würde er ja um so eher erfahren, woran er war.

"Sie haben alles ganz gut gemacht," sagte er zum Hausbesorger, der sich im Gefühl seiner Wichtigkeit ausblähte. —

In der Avenue de Marigny fand er Madame Monteauro wie immer ermattet, aber verhältnismäßig befriedigt. Das Cerebrin hatte die Migräne coupirt, und die Nacht war gar nicht schlecht gewesen. Trotzdem war sie beängstigt. Mit großen, furchtsamen Augen sah sie den Doktor an. Und als er sie ausfragte, wurde sie plötzlich ganz blaß und sagte:

"Mir geht es viel besser, ich werde das Pepton nehmen. Ja, ich bin fest überzeugt, es heute hinunterzuschlucken zu können."

"Gnädige Frau," entgegnete er ernst, "das wird der übrigen Behandlung nicht schaden."

"Ach, nicht wahr," sagte sie beschwörend und hob flehend ihre schwachen Hände, "wir werden noch einen Tag warten?"

"Sie werden morgen ebenso unentschlossen sein wie heute."

"Nein, Herr Doktor, ich verspreche es Ihnen, morgen werde ich bereit sein."

"Das haben Sie mir schon für heute früh versprochen. Soll ich Ihnen nochmals wiederholen, daß es gar nichts, rein gar nichts zu sagen hat? Ich werde langsam, sehr langsam vorgehen, so langsam, daß Sie vielleicht nicht einmal den Stich spüren werden. Also, lassen Sie Mut, ich habe eine Tube künstlichen Serums mitgebracht."

Sie sah ihn entsetzt an, vernichtet, gebrochen, ohne Widerstandskraft, mit dem krankhaften Vorstellungsvermögen der Nervösen, das die Gefahren und Leiden ins Grenzenlose steigert. Er betrachtete sie fest mit seinen stahlblauen Augen, die durch die Gemütsbewegungen noch eindringlicher und von erhöhter suggestiver Kraft geworden waren. Und den ganzen notwendigen Apparat vor sich ausbreitend, sagte er:

"Sie werden sich all das anschaffen müssen, gnädige Frau. Kann ich vielleicht eine Spirituslampe und etwas warmes Wasser haben?"

Wie am Vorabend, so brachte auch jetzt das Erscheinen des jungen Mädchens eine Ablenkung mit sich. Geister begrüßte Madeleine den Doktor und fragte:

"Nun, Mama ist doch bereit, nicht wahr?"

"Sie zögert noch," entgegnete Herbeline. "Ihren Befürchtungen nachgeben hieße ihre Unruhe um vierundzwanzig Stunden verlängern, eine Unruhe, die sie selbst binnen wenigen Minuten belächeln wird."

"Aber, Mama," sagte Madeleine etwas ungeduldig, "Du mußt dem Doktor vertrauen."

Diese Worte erfüllten Herbeline beinahe mit Freude. Er fühlte, daß sie ihm Vertrauen entgegenbrachten und in diesen Momenten der schauerlichen Ungewißheit konnte ihm nichts so viel Vergnügen machen wie ein Beweis des Vertrauens. Es war wie eine Garantie für die Zukunft, eine Verheißung der Straflosigkeit.

Man hatte die Spirituslampe gebracht. Die Kammerjungfer blieb im Zimmer, um dem Doktor zu helfen, Madeleine verließ den Raum und sagte:

"Ich komme in einigen Minuten zurück, um zu sehen, wie Mama sich schämt!"

Als Guy die feine Spitze an der Flamme sterilisiert hatte, erwärmte er das Serum, gab der Kammerjungfer seine Befehle, prüfte genau die kleine Stelle an der Haut, die bloßgelegt worden war, wählte sein Nähnchen und stach mit berechnender Hast hinein. Nach kurzer Zeit erhob er sich, die Kranke zitterte vor Angst, ihre Augen irrten hilflos umher, sie stieß laute Klageklänge aus.

"Nein, lieber Doktor — ich beschwöre Sie, lassen Sie mir nur noch bis morgen Zeit."

"Aber es ist ja schon alles vorüber, gnädige Frau."

"Wirklich, schon alles vorüber?"

Ganz bestürzt und ungläubig sah sie umher, dann, als sie in sein ernstes Antlitz blickte, sagte sie:

"Nein, wie Sie geschickt sind! Das ist ja ein wahres Wunder, Doktor, Sie sind ein Zauberer. Wie leid thut es

mir, daß ich nicht das richtige Vertrauen gehabt habe, vielleicht wäre ich schon gerettet."

"Sie werden genesen!" entgegnete er, "nur bitte ich, keinen augenblicklichen Erfolg zu erwarten. Es wird einige Tage dauern, bis Ihr Organismus richtig in Zug kommt. Aber für die Folge glaube ich Ihnen die Wiederkehr Ihres Appetits, eine erhöhte Lebenskraft und Lebhaftigkeit versprechen zu können. Uebrigens werde ich, wenn Sie gestatten, heute abend wiederkommen. Ich möchte die Behandlung ganz genau überwachen."

Während dieses Gespräches war Mademoiselle Monteauro, die die Jungfer benachrichtigt hatte, wieder hereingekommen.

"Ist alles gut abgelaufen?"

"Denke Dir, daß ich fast gar nichts gespürt habe. Ich glaubte, daß es eben erst anfängt, da war auch schon alles vorüber."

"Hab' ich Dir's nicht gesagt?" entgegnete Madeleine. "Doktor Herbeline verspricht nie etwas, das er nicht halten kann."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ordnung.

Von Ernst Preczang.

Zwei Stunden fast hantierte Frau Nagel schon an ihrem Mann herum — mit Nadel und Zwirn, mit Nürste und Benzinflappen. Und als alles in Ordnung schien und der Mann nach dem Hut langte, plagte die Armaht des braunen Kodes.

Eine kräftige Verwünschung folgte diesem Ereignis. Und ein Wortwurf seitens des Mannes: "Warum muß das auch alles erst im letzten Augenblick geschehn?"

"Aber Paule!" Die Frau stichelte schon an der Armaht. "Wie soll ich's denn machen? Du hast doch nicht andres. Jeden Tag auf'n Leib. Und wenn ich abends von meine Aufwartestelle komme, bin ich hundsmüde. Und den Brief hast du doch erst heute früh jekriegt."

"Ja, ja." Nagel wanderte in Hemdärmeln ungeduldig auf und ab. "Es paßt mir überhaupt nich, daß wir uns de Veene ausreißen wejen so 'ne Portierstelle."

"Es hilft doch nicht, Paule." Sie sah begütigend auf. "Was nützt's denn, wenn Du in Dein Beruf mehr verdienst und hast bloß 's halbe Jahr Arbeit. So wär's doch 'was Sicheres und man kann sich mit einrichten."

"Einrichten?" Er lachte spöttisch. "Da wird woll nich viel einrichten sein. Ja! Wenn nich manche wären, die sich für'n Trintjeld anbieten."

"Aber er hat Dir doch ausjesucht! Was meinst, wie viel sich da jemelbet haben! Es muß doch den Herrn jefallen haben, was De jeschrieben hast." Sie reichte ihm den Kod.

Er streifte ihn über: "Na ja. Wir werden ja seh'n."

"Versuchen können wir's doch." Sie blüßte noch einmal den Kod, legte die Hände ineinander und betrachtete ihren Mann prüfend. "So wird's wohl noch mal jehn. Das erste is 'n neuer Anzug, Paule."

Der seufzte: "Wenn id die Stiebeln man noch heil hinkriege. Wadlig sind se und . . ." er wiegte sich auf den Sohlen.

"Se werden Dir nich jleich nach de Füße seh'n," tröstete die Frau. "Blant sind se ja. Nimm Dir man in acht draußen. Es rejent. Jd wer' Dir auch 'n Schirm mitjeben."

Nagel musterte das Parapluie mit komisch verzweifelten Blicken. "Stilvoll, Mutter. Es paßt alles zusammen." Er ging.

"Viel Glück auch, Paule!" Sie rief's ihm noch auf der Treppe nach.

Er lachte und winkte nach hinten, ohne sich umzusehen. —

Der Wind trieb den Regen die Straße hinauf. Nagel kämpfte mit dem aufgespannten Schirm gegen das Wetter an. Beim nächsten Uhrmacher sah er nach der Zeit und beschleunigte seine Schritte. Vom Osten nach dem Centrum war ein gutes Stück. Mancher Straßendamm mußte überquert werden. Am liebsten hätte er eine Elektrische benützt, aber . . .

Oben, wo die Drähte des Schirms zusammenlaufen, befand sich ein großes Loch im Zeuge. Dort hindurch tropfte es, fiel auf Hut und Kod und weichte stellenweise den gestärkten Kragen auf. Die Hosen klebten an den Beinen. Teils vom dagegenlatzenden Regen, teils vom Schweiß. Und an den Füßen machte sich etwas Kaltes bemerkbar. Mehr und mehr sog sich durch die Strümpfe.

Nagel mußte sich im Comptoir melden. Ordentlich angenehm überkam's ihn, als er eintrat. So trocken war's hier und warm. Viele Rücken gebeugt über den Kisten, tragende Federn. Ein Mädchen stand von der Schreibmaschine auf. "Sie wünschen?"

"Ich möcht' den Chef sprechen."

"Den Chef?" Sie musterte ihn von oben herab.

"Ja, ja. Ich bin herbestellt." Er reichte ihr den Brief.

"Kommen Sie!" Durch den langen Raum ging's in ein besonderes Zimmer. "Wegen der Portierstelle," sagte das Mädchen, überreichte das Schreiben dem Chef und ging.

Der drehte sich auf seinem Stuhl herum: „Also Sie — hm — wie war doch der Name?“

„Nagel.“
„Wichtig. Nagel. Ja.“ Der Chef strich sich den Bart und ließ die Blicke über die Gestalt des Angeworbenen schweifen. „Also hören Sie mal. Ihr Schreiben hat mir gefallen. Sie können sich denken, daß ich meinen Grund habe, wenn ich Sie aus diesem Hause herausfuchte.“ Er wies auf einen Stoß Briefe. „Es sind sechs- und neunzig Bewerbungen eingelaufen. Sechshundneunzig!“ Er wiederholte es betont. „Sie sind gelernter Handwerker, nicht? Ja, sehen Sie, das würde mir insofern gut passen, als öfter kleine Reparaturen vorzunehmen sind im Hause. Die könnten Sie so nebenbei mitmachen.“

„Ach so.“ Nagel richtete sich auf. „Dann müßt' sich aber auch der Lohn danach richten.“

Der Chef hob schnell die Augen, trommelte auf die Tischplatte und sagte scharf: „Die Bedingungen stelle ich! Vor allem würde ich von Ihnen ein bescheidenes Benehmen fordern, ferner Pünktlichkeit, Treue, Gehorjam. Und — nicht zuletzt! — Ordnung und Sauberkeit!“ Er erhob sich und bohrte seinen Blick in den weißen Kragen des Bewerbers. „In dem letzteren Punkte scheinen Sie mir nicht sehr genau zu sein, wie?“

„Es regnet.“ Nagel faßte unwillkürlich an den Hals. „Ich hatte kein Geld zum Fahren.“

„So?“ Der Chef musterte ihn scharf. „Wenn Sie glauben, mich durch Armlosigkeit zu bestimmen, irren Sie sich.“

„Ich war lange außer Arbeit.“
„Dann wundere mich nur, daß Sie noch Bedingungen stellen möchten. Aber davon nachher. Sie wissen doch, daß auch Ihre Frau in der Reinigung des Hauses thätig sein müßte. Ihr Kleideres scheint mir nun gar nicht empfehlenswert nach dieser Richtung.“

„Meine Frau ist'n Tag über beschäftigt.“ Nagel würgte der Krage. Und die Hand, welche den Schirm hielt, zitterte.

„Hm.“ Der Chef strich sich wieder den Bart und beaugenscheinigte aufs genaueste den Bewerber. „Wie?“ Sein Blick blieb auf der kleinen Pflanze haften, die sich am Fußboden gebildet hatte. „Können Sie Ihren Schirm nicht drauhen lassen? Außerdem: Mann! Sie kommen mit zerrissenen Stiefeln hierher?“

Nagel sah erschrocken nieder. Am linken Fuß hatte sich das Oberleder von den Sohlen gelöst; ein breiter Spalt klappte, und das Wasser rieselte heraus. „Es ist unterwegs gekommen.“ flüsternte Nagel unwillkürlich.

„Ach was! Ausreden! Sie haben keinen Ordnungssinn, das ist alles. Und Ihrer Frau geht's anscheinend nicht besser. Also: wir können nicht zusammen arbeiten. Basta!“

Nagel zögerte noch, suchte nach Worten.
Der Chef trat auf ihn zu: „Thut mir leid, lieber Freund! Schaffen Sie sich erst mal anständiges Zeug an und ganze Schuhe. Und dann sprechen Sie wieder vor.“ Er schob ihn zur Thür hinaus.

Nagel kam nicht wieder. —

Kleines feuilleton.

ee. Das Wunderkind. Sie trug ein weißes Mäntelchen mit Schwanz besetzt und einen großen, weißen Hut mit Straußfedern, sie hatte rotbraune Glacehandschuhe an. Als sie das Mäntelchen ausgezogen, kam ein kirschrotes Sammetkleid zum Vorschein.

Wie eine kleine Klötterpuppe stand sie da, steif, hölzern, auf Draht gezogen, als fürchtete sie, irgendwo anzustoßen. Die kleinen Cousins und Cousinen starrten sie an wie ein Meerwunder; sie gab die Blicke übrigens ebenso erstaunt zurück. Mit einem sehr gering-schätzigen Blick maß sie Gretens schlichtes Wollkleid und Wallys einfache Schirtingshürze. Walters ausgewachsene Jadenärmel erregten offenbar ihre allerhöchste Verachtung.

Sie zog das Mäntelchen hoch.

„Nein, und so fein hast Du Dich gemacht, Trudchen!“ staunte Tante Martha.

„Na, wir gehen doch zum Besuch,“ sagte Trudchens Mama, die sich inzwischen auch aus ihrem Mantel herausgeschält hatte.

Tante Martha seufzte leicht und streifte mit einem halben Blick „ihre drei“. Dann stieß sie die Vorderthür auf: „Nun tretet nur näher, Ihr seid so spät gekommen, wir sind schon beim Abendessen. Da ist meine Schwiegermutter und Grete. Ihr kennt Euch ja.“

Ja sie kannten sich und begrüßten sich sehr herzlich.

Trudchen sollte das Händchen geben; sie machte aber eine Verbeugung, einen richtigen Tangstundentanz. Die Tanten lachten: „Wie eine Dame.“

„Ja, sie ist ganz und gar eine kleine Dame,“ lächelte Trudchens Mama voll Stolz, „das sagt auch jeder, sie ist gar nicht wie ein Kind, sie hat so feine Manieren.“

„Hm, ja,“ meinte die Schwiegermutter. Es lag sehr viel in diesem „Hm, ja“.

Tante Martha nahm Trudchens Hand: „Na, nun komm, seh' Mäntel, ihre drei“. Dann stieß sie die Vorderthür auf: „Nun tretet Stullen und ein Teller Apffel. Nun lang' zu!“

Sie setzte sich selbst nieder an den großen Tisch.

„Lang' zu, Trudchen,“ wiederholte Wallis die Aufforderung ihrer Mutter. Sie vertrat am Kindertisch die Hausfrau und schob der kleinen Cousine die Stullenküffel hin: „Na, nimm doch!“

Trudchen jah auf die Schüssel und warf einen Blick über den Tisch. Dann nahm sie eine Stulle. Sie biß aber nicht fröhlich ein, wie die andren, sie legte sie wieder auf den Tisch.

„Hast Du keinen Hunger, Trudchen? Ich doch!“

„Ach!“ Trudchen lächelte ein undefinierbares Lächeln und drehte die Stulle in der Hand.

Die Cousinen und Cousins sahen sie an und wußten nicht recht, was anfangen. Ein jähes Verstummen kam über die lustige Kinderschar.

Am großen Tisch ging es dafür desto lauter her. Trudchens Mama erzählte: „Ja, Trudchen hat wirklich feine Manieren, das sagt jeder. Sie nimmt sich alles so an. Sie ist so klug für ihre sechs Jahre. Na, nun geht sie in 'ne Privatschule. Da bekommt sie feinen Umgang. Da ist nicht solch Schub-Muff wie in der Volksschule. Da...“

„Na, erlaub' mal...“ Cousine Grete fuhr auf, „in der Volksschule ist auch nicht bloß Schub-Muff. Meine Sechse gehen auch in die Volksschule...“

„Ja, meine bringen auch keine schlechten Manieren mit,“ meinte Tante Martha.

„Sie sind aber doch mit besseren Kindern zusammen,“ beharrte Trudchens Mama. „Was denkt Ihr denn, was Trudchen für Umgang hat? Ihre beste Freundin ist 'ne Geheimrats-tochter — und bei Bankier Rohringers hat sie mit in den lebenden Bildern gestanden, weil sie nämlich solch schönes Kind ist. Herr Rohringer hat neulich erst zu mir gesagt, solch schönes Kind giebt es überhaupt nicht wieder. Nicht wahr, Trudchen, das hat er doch gesagt?...“

„Ja, nichte Trudchen hoheitsvoll. Er hat gesagt, ich hätte so blaue Augen.“

„Na, die haben andre Kinder auch.“ Cousine Grete sagte es etwas spitzig. „Das würde ich doch überhaupt das Kind nicht hören lassen, Du.“

„Nein, wirklich nicht,“ stimmte die Schwiegermutter bei.

„Warum denn nicht?“ Trudchens Mama that sehr verwundert. „Das hört sie ja überhaupt überall. Die fällt doch auf, wo sie hintkommt.“

„Mich sehen alle Leute an,“ rühnte Trudchen. Sie kam jetzt offenbar in Stimmung.

„Na ja, Du putzt sie nun auch immer sehr heraus,“ meinte die Schwiegermutter ironisch.

Cousine Grete nickte. „Ja — wie 'ne Eisenbahnschaffners-tochter sieht sie wirklich nicht aus.“

„Na, warum soll ich denn sie nicht gut anziehen, wenn andre es nur könnten, dann würden sie ihre auch nicht mit ausgewachsenen Jaden laufen lassen.“ Trudchens Mama wurde gleichfalls bissig.

„Ja, sei zufrieden, daß Du nur eine hast,“ wiederholte Tante Martha begütigend.

„Und überhaupt ist Trudchen auch so schön,“ fuhr die Mama fort, „sie hat bei Rohringers als Amor gestanden, da hatte sie gar nichts an und war doch schön. Alle Welt hat gestaunt, wie schön sie ist.“

„Aber, Mäthe, das Kind hört ja her!“ verwies die Schwiegermutter.

„Nun, laß sie doch hören.“ Trudchens Mama kam in Eifer. „Das schadet ihr nichts. Die ist so klug. Die versteht alles in der Schule. Die Lehrerin sagt auch, sie ist das klügste Kind in der ganzen Klasse. Darum hat sie aber auch so feinen Umgang und wird bei so feinen Leuten eingeladen.“

„Das reine Wunderkind,“ sagte Tante Grete.

„Aus der wird mal was bei dieser guten Erziehung,“ nickte die Schwiegermutter.

„Soll das etwa Hohn sein?“ Trudchens Mama fuhr auf.

„Aber bewahret! Nein doch!“

„Das möchte ich mir auch verbieten haben! Ich erziehe mein Kind auf das beste!“

„Das sagen wir ja aber auch.“

„Aber was hat denn Trudchen?“ fragte da auf einmal Tante Martha. „Bist Du krank, Trudchen? Du bibberst ja so?“

„Ja, was ist denn, Trudchen? Frierst Du?“

Alles drängte sich um Trudchen. Die Kinder lücherten.

„Trudchen, so rede doch nur.“

Aber Trudchen redete nicht. Sie legte den Kopf an Mamas Brust und begann höchst unvornehm zu heulen. „Ich... ich... ich... hab' nicht... weil — Herren am Tisch waren... hab' ich's nicht sagen wollen.“

„Was ist? Was hast Du nicht... was war?“

Die Tanten machten erstaunte Miene. Das Röhren der Kinder wurde immer lauter. Dann plägte plötzlich Walter heraus: „Du, Mama, sie hat sich nämlich was in die Ho... huch, nein...“ seine Stimme starb in einem hellen Gelächter.

Und alle Tanten hatten verstanden und alle Tanten lachten mit. Aber Trudchens Mama fuhr auf, wie eine Rasende: „Und da lacht Ihr? Da lacht Ihr das arme Kind noch aus? Sie hat nichts sagen wollen, weil Herren am Tische waren. Sie sieht die Jungens für Herren an. Das hat sie so gelernt in ihren feinen Häusern. Und Ihr lacht das arme Kind noch aus?“

„Aber wir bewundern ja nur ihre feinen Manieren,“ sagte Tante Grete.

Und von neuem erdröhnte die kleine Stube von einem schallenden Gelächter. —

Gesundheitspflege.

ie. Die Wirkung der Kälte auf unser Blut. Das Blut unseres Körpers hat zwar, solange das Allgemeinbefinden ein gesundes ist, immer die gleiche Wärme, damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß die Temperatur der umgebenden Luft auf das Blut ohne Einfluß wäre. Zuerst haben die Forscher Nobighi und Winterhag festgestellt, daß die Wirkung von Kälte auf einen größeren Teil der Hautoberfläche zur Vermehrung der roten und auch der weißen Blutkörperchen in den kleinen Gefäßen der Haut führt. Die Vermehrung scheint beide Bestandteile des Blutes in gleichem Grade zu betreffen, und nur nach langer Einwirkung großer Kälte bei den weißen Blutkörperchen (Leucocyten) eine größere zu sein. Gleichzeitig mit diesem Vorgang tritt eine Erhöhung des spezifischen Gewichtes des Blutes und auch des Gehaltes an Blutfarbstoff ein. Um über die Ursachen dieser Erscheinung ins Klare zu kommen, hat Dr. Friedländer in Wiesbaden, wie er in der „Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie“ berichtet, bei seinen Untersuchungen namentlich den Unterschied zwischen einer anhaltenden Einwirkung von langen und kurzen Kältereizen festgestellt. Bei der ersteren erweiterten sich die Gefäße an der Hautoberfläche, es findet ein verstärkter Blutzufluß dahin statt, die Haut zeigt sich gerötet und erwärmt, während sich auf kurze Kältereize die kleinen Blutgefäße der Haut im Gegenteil zusammenziehen, wodurch die Haut blaß und blutleer, das Blut selbst von der Körperoberfläche nach den inneren Organen zurückgedrängt wird. Hört der Kältereiz bald auf, so strömt auch das Blut sehr bald zurück, indem sich die Gefäße der Hautoberfläche wieder erweitern. Um die Herbeiführung dieser Reaktion, also des Blutzufusses nach der Haut hin, handelt es sich bei fast allen Maßregeln in der Wasserbehandlung, also bei Abreibungen, Halbbädern, Duschen, kurzen kalten Bädern usw. Durch solche kurze Kältereize kann daher auch nicht ein Zustand hervorgebracht werden, in dem die Beeinflussung des Blutes durch die Kälte richtig erkannt werden kann, da die Wirkung zu rasch eintritt. Dazu müssen höhere Kältegrade in längerer Dauer angewandt werden, weil sich solchen die Reaktion nicht so schnell einstellt. Unter diesem Umstand fand Dr. Friedländer sogar eine geringe Abnahme der roten Blutkörperchen, so daß er vermutet, die bisherigen Feststellungen bezüglich deren Zunahme seien irrtümlich gewesen. Die weißen Blutkörperchen, denen ja nach den neuen Forschungen eine überaus wichtige Rolle im Verlauf von Krankheiten zugeschrieben wird, scheinen sich nach anhaltenden und starken Reizen stets zu vermehren, und zwar bleibt es sich dabei gleich, ob der Reiz eine Abkühlung oder eine Erhitzung bedeutet hat. —

Aus dem Tierleben.

— Inwiefern werden Insekten durch Farbe und Duft der Blumen angezogen? Ueber diese interessante Frage hat Dr. Eugen Andreae eine Arbeit geschrieben, über die in der neuesten Nummer der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ (herausgegeben von Potonié u. Körber, Verlag von Gustav Fischer in Jena) referiert wird. Die Frage war bisher unter den Gelehrten strittig; es hat Forscher gegeben, die gänzlich geleugnet haben, daß die Insekten durch die Farbe angezogen werden, und die nur die Anziehung durch den Duft gelten lassen wollten, während andre auch der Farbe eine bedeutende Rolle zuschrieben, aber mangels genügender experimenteller Grundlagen die Frage für noch nicht spruchreif erklärten. Dr. Andreae hat nun interessante Versuche angestellt. In einem Beet standen ungefähr 30 bis 40 Exemplare von *Eranthis hiemalis*. Zwei Meter davon wurden gelbe künstliche Blumen aus Stoff und Papier aufgestellt. Honigbienen umschwärmten nun hauptsächlich das *Eranthis*-beet, nahmen aber auch die künstlichen Blumen wahr, flogen heran und dann wieder weg; zuweilen flog eine herzu, zurück und wieder herzu, gleichsam um sich zu überzeugen. Innerhalb einer Stunde sah Andreae wenigstens zehn Honigbienen sich auf die künstlichen Blumen niedersehen; drei hielten sich über eine halbe Minute auf derselben auf, um Putzgeschäfte zu verrichten. Eine machte den Versuch, in eine Krone einzudringen, flog aber gleich wieder weg. Zur Kontrolle wurden noch weitere Versuche angestellt, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Andreae aber fand, daß nicht alle Insekten in gleicher Weise reagieren, und kam zu dem Ergebnis, daß die niederen Insekten mit kurzem Flug und kurzer Lebensdauer hohes Geruchsvermögen und geringes Sehvermögen haben, während die höher Organisierten, charakterisiert durch einen langen direkten Flug, mit ihrem höheren Sehvermögen den Farben nachgeben. Jedenfalls ist nach den Andreaeschen Untersuchungen erwiesen, daß die Farbe für die Anziehung der Insekten große Bedeutung besitzt, und hieraus erklären sich auch so manche andre merkwürdige Erscheinungen, so z. B. die Thatfache, daß auf den Bergquellen, wo infolge der zahlreichen Stürme sich nur diejenigen Insekten halten können, die eine laufende Lebensweise angenommen haben, gleichzeitig mit dieser und der Rückbildung der Flügel sich auch die Buntfarbigkeit der Flora mehr und mehr verloren hat. —

Aus der Pflanzenwelt.

ss. Die Farben des Herbstes. Die Blätter unserer Laubbäume verhalten sich im Herbst, bevor sie sich von den Ästen

lösen und sterbend zu Boden sinken, durchaus nicht alle gleich. Einige bewahren noch ihre grüne Farbe bis sie abfallen, die Mehrzahl aber wechselt die Färbung und geht in einen Zustand des Verfalls über, während sie noch an den Zweigen haftet. Diese Unterschiede machen sich nach der Verschiedenheit der Baumarten bemerkbar. Die Blätter mancher Bäume werden fast immer rot oder rötlich, die anderer gewinnen ausschließlich einen gelben oder bräunlichen Ton. Wie neuerdings nachgewiesen ist, liegt die eigentliche Ursache davon in der Ablagerung von Mineralstoffen in den Blättern, namentlich von Kieselsäure und Kalk, die beim Verbrennen den Blattes als Asche übrig bleiben. Die Blätter des norwegischen Ahorn, der wilden Kirsche, der Eberesche, der Scharlachbeide (*Quercus coccinea*), des Hollunders werden rot, die der Bergulme, des Bergahorns, der gewöhnlichen Eiche, der Buche, der Lärche, der Weide, der Fappel, der Hainbuche, der Linde werden gelb oder braun. Nach der Untersuchung des Aschengehalts hat sich gezeigt, daß alle Laubbblätter, die im Herbst rot werden, weniger, alle gelb und braun werdenden Blätter mehr als 10 Proz. Kieselsäure enthalten, während der Gehalt an Kalk in dieser Hinsicht ohne Einfluß zu sein scheint. In der That muß wohl die in den Blättern aufgespeicherte Kieselsäure wesentlich für die Art der herbstlichen Färbung verantwortlich gemacht werden, da es sich ferner herausgestellt hat, daß Blätter von einem Haselnußstrauch, die entgegen der Gewohnheit ganz rot geworden waren, auch nur 9 Proz. Kieselsäure in der Asche enthielten, während sie sonst davon bis zu 22 Proz. haben.

Eine besonders tiefe braune Färbung scheint von der Mitwirkung eines gerbstoffhaltigen Farbstoffs abhängig zu sein, beispielsweise bei den Blättern der Eiche und der Stechpalme. Geradezu bezeichnend ist der bereits erwähnte Unterschied zwischen dem Verhalten der Scharlachbeide und dem unserer gewöhnlichen Eiche. Die erstere ist ein amerikanischer Baum, der sich durch seine prachtvolle Färbung im Herbst auszeichnet, während unsere Eichenblätter bekanntlich nur gelb und bräunlich werden. Ueberhaupt haben die Blätter der Laubbäume Nordamerikas die Eigenschaft, im Herbst viel leuchtendere Farben zu gewinnen, und es ist im höchsten Grade auffallend, daß diese Eigenheit an dem dortigen Boden zu haften scheint, indem ein amerikanischer Ahorn z. B., der in Europa angepflanzt wird, nicht mehr die herrlichen Farbenwechsel nach dem tiefen Purpurrot, dem reichen Orange, dem dunklen Karmoisin durchmacht wie in seiner Heimat. Die Ursache liegt vermutlich in den milderen Verhältnissen des Klimas der amerikanischen Waldgebiete, die den Baumblättern eine längere Lebensfähigkeit geben. Die Verwandlung der Farben tritt, wie aus den erwähnten Forschungen gefolgert werden muß, dadurch ein, daß von den lebenden Teilen des Baumes ein Strom von Mineralstoffen nach den toten oder absterbenden erfolgt, und zwar um so stärker, je schneller der Verfall der Lebenskraft in letzteren ist. In den Blättern der Bäume, die unserm strengen Klima einen stärkeren Widerstand entgegensetzen, wird das Absterben verlangsamt und dadurch die allmähliche Verfärbung bedingt, die allerdings niemals so reich ausfällt, wie in den berühmten Waldungen Neu-Englands. —

Humoristisches.

— Kein Voreiliger. „... Denken Sie, der Registrator Meier hat mich ein Kameel genannt.“
— „Da werden Sie nicht viel machen können... Der ist nämlich sehr gewissenhaft!“
— Verhigung. Schaubudenbesitzer: „... Und jetzt, meine Herrschaften, wird der Pudel das Alter einer anwesenden Dame erraten! ... Bitte, Fräulein, bleiben Sie nur ruhig hier — er kann nur bis 25 zählen!“
— Ein moderner Däms. „Also, Bauer, was is's, kauft D' den Däsen?... Fehler hat er loan' und automobil-fromm is er aa!“
— Zwei Seelen. A. (der seinen Freund an vollbesetzter Tafel im feinsten Restaurant findet): „Alle Achtung! Das Dichten scheint ja recht einträglich zu sein!“
Dichter: „Du irrst! Ich schlemme hier nur als der Erbe meines reichen Onkels. Als Dichter hung're und darb' ich im Elend!“
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Goethes „Göy von Verlichingen“ geht noch in dieser Spielzeit im Schauspielhause neucinstudiert in Scene. Matkowski spielt die Titelrolle. —
— Albert Pauls „Doppelgänger-Komödie“ ist von der Censur freigegeben worden. Das Stück wird noch vor Weihnachten im Kleinen Theater aufgeführt werden. —
— Bernard Shaw's Schauspiel „Candida“ erzielte bei der ersten deutschen Aufführung im Dresdener Schauspielhause einen starken Erfolg. —
— Der Tenor Förn vom Berliner Opernhaus geht nach Ablauf seines Vertrages an die Wiener Hofoper. —
— Ermanno Wolf Ferraris neue Oper „Neugierige Frauen“ erlebt in diesem Winter im Münchener Hoftheater die Erstaufführung. —